Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 57 (1931)
Heft: 21

Werbung

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ES BLITZT

Weshalb meine militärische Laufbahn mit dem Leutnantsstern erlosch? Das hat einen allgemeinen Grund und einen besonderen, und beide hängen unmittelbar zusammen.

Meine erste Station als Leutnant lag im dalmatinischen Karst. Im Karst ist eigentlich schon falsch gesagt — sie lag oben auf dem Karst, auf seinen spitzigsten Graten, zu denen kein Baum, kein Grashalm, keine Ziege, geschweige denn ein weibliches Wesen dringt. Bloß die Sonne bringt den nackten Kalk zu Weißglut, und bei Gewitter steht er in dem Trommelfeuer einer Weltkriegsschlacht.

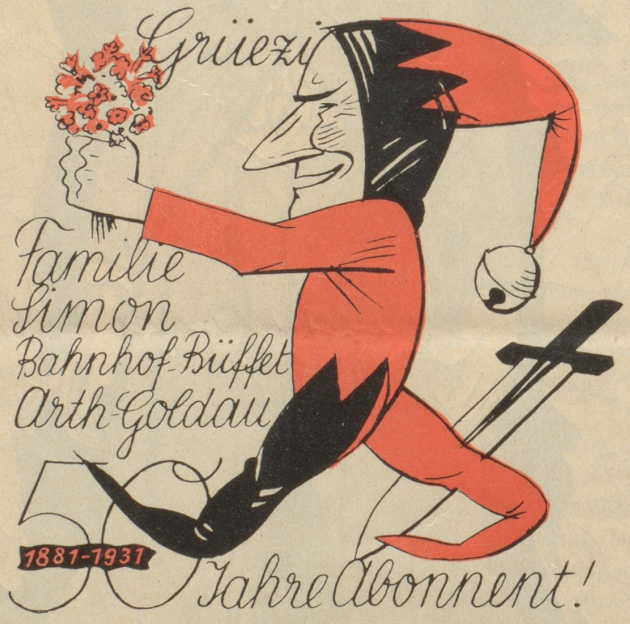
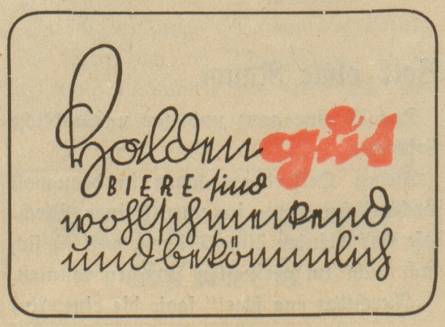
Dem Hauptfort sind die Oktaeder der Außenforte schwindelnd hoch vorgelagert. Auf jedem dieser Außenforts horstet ein Leutnant mit ein paar Mann. Die Abkommandierung dauert ein halbes Jahr; sechs volle Monate sind Offizier und Mannschaft ohne Verbindung mit der Welt. Alle vierzehn Tage gibt der Leutnant schriftlich „zum Haarschneiden" um Urlaub ein und reitet dann auf seinem Maultier von dem Felsenriff hinunter in das Hauptfort. Die Kameraden dort liegen mangels anderer Beschäftigung mit Feldstechern schon auf der Lauer und verfolgen zwei Stunden lang den vorsichtigen Abstieg des Maultiers mit der freudig erregten Spannung einer Opernpremiere. Denn einen andern Menschen sehen und sprechen als die immergleichen, mit denen man Tag und Nacht auf engstem Raum zusammen ist, bedeutet für die kriegerischen Einsiedler im Karst beinahe Geistesrettung.

Solch ein Außenfort war also meine erste Militärstation im Karst. Das Fort war selber nur in Oktaederform gebrachter Fels, in dessen ausgesprengten Kasematten wir die Stunden unserer Dienstfreiheit verbrachten. Denn die schattenlosen Bastionen oben brannten bei Tag in Höllenglut. Nachts löste sich die kahle Steinwelt in die unwirkliche Phantastik einer Mondlandschaft; das Gitter meiner Fensterluke malte im bleichen Mondschein Kreuze auf den harten Boden, unheimliche Töne wurden laut, es spukte und gespensterte aus allen Ecken, und manchmal fand man einen Posten mit schreckverzerrten Zügen tot. Wer das Gruseln noch nicht kennt, kann es hier lernen.

Mein Wachtmeister torkelt in die Kasematte und erstattet Meldung, indem er sie mir ins Ohr schreit: „Melde gehorsamst, den Posten im Defilée hat es erschlagen. Und mir ist auch nicht wohl."

Damit fällt er um. Ich lege ihn auf mein Feldbett, öffne ihm den Kragen, rufe meinen Burschen aus den Mannschaftskasematten und eile selbst nach oben. Die Posten, auch bei den Geschützen, sind wegen der Blitzgefahr bis auf den einen alle eingezogen. Eine steile Eisenleiter führt zum Defilée. Ich stelle den einen Fuß auf sie, hebe den andern und weiß: wenn ich ihn niedersetze, kann ich im gleichen Augenblick tot an den Eisensprossen kleben bleiben. Jedoch ich komme gut hinauf. Das Defilée steht in grellen steilen Flammen. Ueberall, wo Metallgestänge aus dem Stein ragt, schießen Elmsfeuer senkrecht hoch. Durch dieses Feuermeer Brunhildens dringe ich zum Posten vor. Aufrecht lehnt er an der glatten Bastion, das beiseite stehende Gewehr leuchtet elektrisch. Ich rufe den Menschen an, er hat verglaste Augen, ich rüttle ihn, er droht umzusinken. Der Blitz hat ihn betäubt. Ich führe den Mann an eine geschützte Stelle, allmählich kommt er wieder zu sich. Die Hand mit dem Taschentuch umwickelt, fasse ich das Gewehr; von Blitzen umloht, im Krachen der Einschläge klettern wir die Eisensprossen hinab. Die Mannschaft, in der Kasematte zusammengedrängt wie eine Herde Schafe, flüstert sich bewundernd zu: „Der neue Leutnant fürchtet sich nicht, der neue Leutnant ist ein Held."

Ach du lieber Himmel, ob Held oder Feigling — gegenüber der Gewalt der Elemente kommt das ganz auf eins heraus. Vier Monate dieses Zuchthausdaseins habe ich hinter mir, und sie erscheinen mir wie ebensoviel Jahre, als mich bei einer Uebung das Schicksal ungezählter Kameraden trifft: der Blitz. Ich bin im Abstieg durch Geröll, da tut sich aus dem Regen ein überirdisch heller Schein auf und fällt mich, während meine Eingeweide sich zusammenkrampfen. Ich sehe nicht mehr, aber ich fühle, wie man sich über mich beugt, und höre eine Stimme seufzen: „Armer Kerl!" Dieselbe Stimme sagt etwas später: „Melde gehorsamst, Herr Major, den Leutnant hat der Blitz erschlagen."

Ich höre alles, aber ich bin außerstande, mich zu rühren. Endlich gelingt es mir, die Augen aufzuschlagen und den Mund zu öffnen. Mit Anstrengung bringe ich hervor: „Schafskopf, gib mir eine Zigarette." Mit einem Riesensatz fährt mein Kamerad von dem redenden Leichnam zurück.

Der Blitz ist mir das rechte Bein herab und das linke dann heraufgefahren. Drunten im Spital verurteilt mich der Stabsarzt zu Diät: Semmel in Milch. Ich komme um vor Hunger, tobe, worauf der Medizinmann mir ein heißes Bad verordnet: 35 Grad. Die Ordonnanz mißt und nimmt das Thermometer aus dem Wasser, das heiß und immer heißer wird. Ich beschimpfe den Mann, er beruft sich auf den ärztlichen Befehl, ich werde krebsrot am ganzen Körper, brülle vor Schmerz, bin schon gar und will heraus, der Bursche hält mich mit Gewalt zurück. Auf mein Gebrüll erscheint der Stabsarzt, taucht das Thermometer ein, der rote Strich steigt: 35 — 40 — 45 — 50 ... entsetzt reißt mich der Doktor aus der Badewanne und faucht die Ordonnanz an: „Kerl, ich habe doch gesagt: das Thermometer darf nicht über 35 steigen!" Die Ordonnanz, gekränkt: „Zu Befehl, ich habe auch genau aufgepaßt. Als das Thermometer auf 35